

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 34 (1978)
Heft: 5

Artikel: Ärzte im Spiegel des Sprichworts
Autor: Bebermeyer, Renate
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-421254>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

mit der er sich weltweit verständigen konnte. Aber solcher Überlegungen ist der französische Zentralismus nicht fähig. Er steht noch auf der Stufe, die Rivarol in seinem Discours de l'Universalité de la Langue française“ im Jahre 1784 geformt hatte, nämlich daß nur die französische Sprache das einzig würdige Instrument der internationalen Verständigung sein könne...

Darum dürfen die Aussprüche für eine Restsprache, was ja Mundarten im Grunde sind, nicht zu weit getrieben werden. Die schrift-(hoch)deutsche Sprache bleibt eben für die Elsässer und Schweizer wie auch für die Franken in Lothringen und Luxemburg die eine Form der Muttersprache; in der Schweiz wird das von der übergroßen Mehrheit anerkannt, abgesehen von wenigen „patriotischen“ Eiferern, die aus dem Hochdeutschen eine Fremdsprache machen möchten. Helfen wir den Elsässern, daß sie ihr Elsässer Deutsch *und* das Hochdeutsch erhalten können! *Eugen Teucher*

Ärzte im Spiegel des Sprichworts

Von Dr. Renate Bebermeyer

Der vielzitierte mündige Bürger von heute unterzieht auch seine Ärzte kritischer Betrachtung, obwohl oder weil er — nicht zuletzt vieler Wohlstandskrankheiten wegen — zunehmend abhängiger von ihnen wird. Als Kern- und Angelpunkte aktueller Skepsis erkennt man mühelos zwei grundlegende Vorwürfe, die bald stärker, bald geringer gewichtet, teils summarisch, teils detailliert getroffen werden: schwach ausgeprägte Fähigkeit, Fehler einzugestehen, und unverhältnismäßig günstige und dabei risikofreie Einkommenslage. Pauschalurteile, die einen ganzen Berufsstand gleichmäßig agieren wie re-agieren sehen, treffen immer und zwangsläufig viele ‚Unschuldige‘; auch darf nicht übersehen werden, daß so mancher wirkliche wie mögliche Patient die Grundlagen seiner späteren Kritik selbst programmiert: wie viele wollen doch in *ihrem* Arzt den fehlerfreien Wunderdoktor sehen, wodurch sie „unfehlbarkeitsdogmenhafte“ Attitüden fördern wie fordern. Andererseits aber erliegen gerade im Ärztstand Einzelglieder wie Organisationssprecher weit häufiger als solche anderer verantwortungstragender Berufsstände der Versuchung, ganz besondere ethische Positionen für sich allein zu reklamieren, und stellen damit hohe moralische Ansprüche auf, an denen sie sich dann auch messen lassen müssen. Das — im Grunde selbstverständliche — Eingeständnis, daß sich menschliche Fehler und

Schwächen gleichermaßen auf alle Stände verteilen, das viel zur Entspannung und Entkrampfung beitragen könnte, wird leider mehrfach gefühlsmäßig blockiert, nicht zuletzt deshalb, weil die Folgen ärztlicher Fehler mitunter irreparabel sind. So stehen wohl weiterhin qualifizierte wie unqualifizierte Vorwürfe eben solchen Re-Aktionen gegenüber. Das für das ärztliche Wartezimmer bestimmte Magazin „Medizin heute“ zitiert in der Juli-Ausgabe 1977 den 2. Vorsitzenden der kassenärztlichen Bundesvereinigung, der im Rahmen einer Veranstaltung den Kritikern der ärztlichen Honorarsituation einen Satz aus Schoecks Buch „Der Neid und die Gesellschaft“ entgegengehalten habe: „Die Eigenschaft des Neides, sich auf konkrete Opfer zu konzentrieren, veranlaßt die Politiker fast immer dazu, den Zorn der Neider auf einen Sündenbock zu lenken: auf die Geldwechsler, die Juden, die Chinesen.“ „Und er fügte hinzu“, heißt es weiter, „daß zur Zeit wohl die Ärzte, sehr zu unrecht, als diese Sündenböcke hingestellt werden.“ Ärzte — Sündenböcke der Nation? Heute? Befragen wir das Sprichwort, diese so komplexe wie widersprüchliche, in griffige Form gegossene Lebenserfahrung und -weisheit des „gemeinen Mannes“, des „Volkes“. Kennt etwa dieser alte „Weisheitsschatz“, diese Summierung der Erfahrungen vieler, das vorgeblich so neue Thema bereits seit langem?

Das Deutsche Sprichwörterlexikon von Karl Friedrich Wilhelm Wander verzeichnet (Band 1, 1867) unter dem Stichwort „Arzt“ 86 Sprichwörter, von denen 45 der allgemeinen wie verallgemeinernden Charakterisierung und Einschätzung des Standes in seiner Gesamtheit gelten. Bei der anderen Hälfte handelt es sich einmal um solche, die bestimmte Einzelglieder herausgreifen und gesonderter, gezielter, spezifischer Betrachtung unterziehen: junge, erfahrene, schlechte, gute, verzagte... Ärzte, um solche, die fundamentale Bemerkungen über ärztliches Wissen und Können schlechthin treffen wollen, solche, die Regeln für das Patient-Arzt-Verhältnis festzulegen versuchen usw. Wenden wir uns zunächst den 45 standesspezifischen Sprichwörtern zu.

Auffallend wie auffällig ist, daß nur zwei in dieser Gruppe in ihrer Grundhaltung und -einstellung positiv sind: „Ärzte und Lehrer kann man nie gut bezahlen“ (Sp. 152, Nr. 7) und das liebevoll-beschauliche „die Ärzte sind unseres Herrgotts Menschenflicker“ (Sp. 152, Nr. 32), das Assoziationen an den lesebuchtypischen gemütlich-redlich-menschenfreundlichen und arbeitsamen Flickschuster weckt. Bedenkt man die umfassende Funktion des Sprichworts, die das Formulieren sozialer Anklagen ebenso umgreift wie das Fixieren allgemeiner Erfahrungen und das Aufstellen von Wunsch- und Zielvorstellungen, sieht man, daß diese Lebenserfahrungsformeln Sozialsituationen oft genauer

artikulieren als Geschichtsbuchformulierungen und „Dichter der Zeit“, tritt uns hier eine Anklage gegenüber, die in der heutigen Kritik durchaus ihre Parallele findet und nicht mit dem Hinweis auf ironische Überzeichnung abgetan werden kann. Betrachtet man nun die sprichwörtlichen kritisch-negativen Standescharakterisierungen eingehender, so lassen sich genau die Hauptpunkte heutiger Kritik herauschälen: das Kunstfehlerumfeld wie die Affinität zu materiellen Werten, das Fehler-Geld-Syndrom gleichsam. Ärztlichem Fehlverhalten gilt dabei die intensivste Aufmerksamkeit: 20% der formelhaften Negativwertungen konzentrieren sich auf diesen Komplex. Die Vorwürfe umgreifen eine eindrucksvolle Palette, die von mangelnder Sorgfalt über allgemeine, gleichsam „standardisierte“ Unfähigkeit, versteckte und direkte Tötungsvorwürfe bis hin zum „Todesverursacher vom Dienst“ reicht:

„Ärzte lernen den Schnitt an fremdem Tuch“ (Sp. 152, Nr. 6), „Wenn die Ärzte schlagen drein, so geht eine Krankheit heraus und die andre hinein“ (Sp. 154, Nr. 69), „Der Ärzte Rede hat Kraft wie ein Schärhaus: wer darein kommt, dem tut kein Zahn mehr weh“ (Sp. 152, Nr. 25), „Ärzte wollen den Menschen flicken, reißen ihn aber oft in Stücken“ (Sp. 152, Nr. 8), „Wenn du den Arzt rufst, so rufe auch den Richter, daß er dein Testament aufsetze“ (Sp. 154, Nr. 71). Dabei meidet das Sprichwort im allgemeinen ‚zartfühlend‘ oder aus Gründen des Selbstschutzes(?), den ganz unverhüllt-konkreten Tötungsvorwurf, greift lieber zu einer — wenn auch recht vordergründigen — „Symbolsprache“: „Dem Arzt folgt der Pfarrherr“ (Sp. 152, Nr. 16), „Der Arzt ist ein Wegweiser ins Himmelreich“ (Sp. 152, Nr. 19).

„Die Ärzte machen den Körper rein und das Säckel obendrein“ (Sp. 152, Nr. 29), „Die Ärzte scheren bald ums Geld, wenn man einmal in Fieber fällt“ (Sp. 152, Nr. 31): diese „Erfahrungssätze“ zeigen auf repräsentative Weise die sprichwörtliche Einstellung zur Höhe der Arzthonorare. Die ärztliche Einkommenslage wird auch gerne in vergleichende Beziehung zu anderen Berufsgruppen gerückt: „Ärzte kommen auf dem Geldsack, Juristen auf dem Wollsack“ (Sp. 154, Nr. 5), „Arzt und Jurist reiten auf Gaulen, Priester in Koth und Armuth verfaulen“ (Sp. 151, Nr. 3). Von besonderer Ironie, wie sie im Sprichwort im allgemeinen selten vorkommt, ist der Spruch: „Frommer Arzt, so andern die Gilwe abnimmt und an eigenen Hals hängt“ (Sp. 153, Nr. 50), der von der Doppelbedeutung von Gilwe: Gelbsucht und Gold, lebt.

Von deutlich sekundärer Gewichtung, doch nicht minder interessant ist der Vorwurfskomplex, der Züge allgemeiner Besserwisseri mit solchen symptomatischer Unkollegialität bündelt und als gesichertes Erfahrungsgut durch die Jahrhunderte erhält:

„Jeder Arzt hält seine Pillen für die besten“ (Sp. 153, Nr. 54), „Wenn zwei Ärzte zusammenkommen, steht einer im Genitiv“ (Sp. 154, Nr. 72), wobei sich die knappste „Diagnose“ in dem Satz „Jeder Arzt meint, er sei Ipokras“ (Sp. 153, Nr. 3) manifestiert. — Es finden sich auch Sentenzen mit gleichsam metaphysischer Tendenz: sie variieren einmal das Thema der Fragwürdigkeit aller Heilkunst in seinen verschiedenen Aspekten. Sie relativieren, zeigen Grenzen auf oder lassen den Heilberuf überflüssig erscheinen: „Wenn die Ärzte am besten raten, ist der Kranke gestorben“ (Sp. 154, Nr. 68), „Besser vom Arzt verlassen als von Gott“ (Sp. 152, Nr. 13), „Auch ein geschickter Arzt heilt nicht alle Wunden“ (Sp. 152, Nr. 11), „Der letzte und sicherste Arzt ist Vetter Knochenmann, der heilt alle Krankheiten“ (Sp. 152, Nr. 26). — Eine andere Gruppe wirft dem Arzt vor, daß er sich selbst nicht heilen könne. „Arzt, hilf dir selber“ (Sp. 151, Nr. 1), „Er ist ein Arzt, der andere heilt und selbst am Fieber liegt“ (Sp. 154, Nr. 86), „Arzt, so du bist wund, so mache dich erst selber gesund“ (Sp. 151 Nr. 2).

Wie der literarische Gebrauch zeigt, zielen solche Sätze einmal auf die notwendige strikte Objektivität als Grundlage und Voraussetzung jeder Diagnose ab, auf eine nüchterne Unbestechlichkeit also, die man sich selbst gegenüber oft schwer erreichen kann; zumeist aber enthalten sie den Vorwurf der Unredlichkeit, wonach Ärzte zwar vorgeben, andere heilen zu können, an sich selbst jedoch eindrucksvoll beweisen, wie wenig sie in Wahrheit dazu in der Lage sind.

Auch die Arztsprichwörter, die nicht den Stand in seiner Gesamtheit verallgemeinernd beschreiben, zeigen interessante Einzelaspekte. Doch sind auch die hierbei aufgegriffenen „Spezialfälle“ fast durchweg negativ belegt. So nimmt sich das Sprichwort besonders gern der jungen Ärzte an, und spielt dabei ganz unverhohlen auf erhöhte „Friedhofsbelegzahlen“ an: „Junge Ärzte füllen die Gottesäcker“ (Sp. 153, Nr. 56), „Ein junger Arzt muß drei Kirchhöfe haben“ (Sp. 153, Nr. 44), „Junger Arzt, höckriger (buckliger) Kirchhof“ (Sp. 153, Nr. 57). Daß hier der Grundvorwurf mangelnden Erfahrungswissens erhoben wird, macht Luther anschaulich klar, der den jungen Arzt, der einen neuen Kirchhof haben müsse, neben den jungen Juristen und Theologen stellt und von ihnen sagt: „denn sie wollen alles ohne die Erfahrung, die allein klug macht, nach ihren Gesetzen und Regeln fertigbringen, darum laufen sie an und irren, sehr den Menschen zum Schaden wie der Sache“ (Weimarer Lutherausgabe Band 42, S. 505)¹. Andere greifen sporadisch und unsystematisch

¹ Die Äußerung findet sich in einer Vorlesung über 1. Mos. Kap. 13, 8. 9; das Zitat ist im Original lateinisch.

allgemeinmenschliche Eigenschaften heraus, die beim Arzt aber als gravierende Behinderung seiner Berufsausübung verstanden werden, und bestätigten so die hohen Ansprüche, die man an den Arzt stellt. Kritik wird solchermaßen am „schwatzenden Arzt“ (Sp. 153, Nr. 46) geübt, der gar „schlimmer als das Fieber“ ist, am „verzagten“ (Sp. 153, Nr. 47), am „gelinden“ (Sp. 153, Nr. 38), der „das Übel ärger“ macht, am „weichlichen“ (Sp. 154, Nr. 64), der „faule Wunden macht“. Neben anderem fällt noch ein Spezialthema auf, das sich mit dem oben angesprochenen „Besserwisseri-Unkollegialitäts-Syndrom“ eng berührt: das Verhältnis eines einzelnen Patienten zu mehreren Ärzten gleichzeitig. Der Grundtenor diesbezüglicher sprichwörtlicher Aussagen zu dieser nicht ganz seltenen Konstellation gerät zur schlichten Variante des bekannten Satzes „viele Köche verderben den Brei“; wobei sich — aus Sicht des Patienten — eine Parallelsituation zu der ergibt, in die er durch den jungen Arzt gerät: „Drei Ärzte bei einem Kranken, da kann sich der Friedhof bedanken“ (Sp. 152, Nr. 35), „Wo drei Ärzte streiten, erntet der Tod“ (Sp. 154, Nr. 80), „Wo viel Ärzte sind, da ist große Gefahr“ (Sp. 154, Nr. 82). — Sprichwörter, die ganz deutlich vom schlechten Arzt sprechen, sind ebenso selten wie solche, die sich mit dem guten beschäftigen. Wie man sich den Arzt nun wirklich wünscht, erfährt man daher am ehesten — ex negativo — durch die Gruppe derer, die unpassende ärztliche Verhaltensweisen herausstellten. Ein Arzt soll also *nicht* schwatzhaft, *nicht* verzagt (= zaghaft) usw. (s. o.) sein; er darf aber auch nicht jung sein, wie wir ebenfalls oben gesehen haben. Einmal wird das auch ganz präzise formuliert: „Die Ärzte müssen alt... sein“ (Sp. 152, Nr. 30). Hinzu kommen gleich Mosaiksteinchen, die kein geschlossenes (Wunsch-)Bild ergeben, verstreute Aussagen, wonach der idealtypische Arzt z. B. „ein Adlerauge und eine Frauenhand“ haben müsse (Sp. 153, Nr. 37) und lieber „glücklich“ als „gelehrt“ sein sollte (Sp. 153, Nr. 40); Strenge wird von ihm verlangt (Sp. 152, Nr. 27) und Mut, auch bittere Pillen zu verabreichen (Sp. 153, Nr. 43). Andere sprichworttypische Symptome für wünschenswertes ärztliches Verhalten sind das Weiter-Beobachten von Wunden, auch wenn sie bereits geschlossen sind (Sp. 153, Nr. 42), sowie das Verordnen kleiner Medizinflaschen (Sp. 152, Nr. 27), als Symbole für sparsames und wohlüberlegtes Dosieren.

Das Sprichwort ist jedoch keineswegs so einseitig, daß es Fehlverhalten von seiten der Patienten ausklammerte. Hierbei zielt die Kritik einmal auf mangelnde Offenheit dem Arzt gegenüber, wobei der Arzt gelegentlich in eine Reihe mit dem Advokaten und dem Beichtvater gestellt wird: „Ärzten und Advokaten muß man nichts verschweigen“ (Sp. 152, Nr. 9), „Dem Arzte, Beicht-

vater und Advokaten darf man nichts verschweigen“ (Sp. 152, Nr. 14), und zum andern darauf, daß man den ärztlichen Verordnungen nicht immer nachkommt: „Wem der Arzt Alaun verschreibt, der muß nicht Zucker brauchen“ (Sp. 154, Nr. 65); auch ein entlarvendes „Der Arzt ist ein Engel, wenn man ihn braucht, ein Teufel, wenn man ihn bezahlen soll“ (Sp. 152, Nr. 17) fehlt nicht.

K. F. W. Wander schien es persönlich etwas nahezugehen, daß die Ärzte im Sprichwort zumeist schlecht wegkommen. Zweimal sieht er sich gedrängt, zu wohlwollender Kommentierung zu greifen. Zum bereits zitierten Spruch „Ärzte und Lehrer kann man nie genug bezahlen“ (s. o.) erläutert er, gleichsam ergänzend: „Dafür bezahlt man sie in der Regel am schlechtesten“, eine Bemerkung, die zwar genau die Situation des lange Zeit am Rande des Existenzminimums lebenden Volksschullehrers umreißt, für den Arzt aber keine Berechtigung hat. Gut gemeint und ebenso ungeschickt ist seine Anmerkung zum Arzt-Priester-Vergleich („Arzt und Jurist reiten auf Gaulen, Priester in Koth und Armuth verfaulen“; s. o.): „So gefährlich ist's nun wohl nicht, denn schwerlich dürften sämtliche Ärzte und Juristen so viel Vermögen aufzuweisen haben, als Kirchen und Klöster zusammen.“ So richtig diese Aussage auch ist, so wenig paßt sie in diesen Zusammenhang, werden hier doch private Einkommen mit institutionellen verglichen.

Was sagen Redensarten und -wendungen über eine feste schablonenhafte Bewertung des Arztstandes aus? Für Lutz Röhrichs „Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten“ ist Arzt kein Stichwort — und gleichermaßen verfahren andere einschlägige Sammlungen. So bleibt die Ärzteschaft verschont vor etwaigem „so geldgierig/unfähig wie ein Arzt“, eine durch das Sprichwort durchaus vorgegebene Möglichkeit. Hierin zeigt sich, daß „das Volk“ vor besonders boshafter Diffamierung haltmacht, ein Zug, der für die Lebensklugheit des „gemeinen Mannes“ spricht, der sich einmal nicht restlos mit Mitmenschen, die er braucht, überwirft, zum andern aber doch zu sehen vermag, daß es durchaus positive Ausnahmefälle zur negativen Regelmäßigkeit gibt.

Ein Blick noch auf eine besonders dem ärztlichen Sprichwort gewidmete Auswahlammlung, die 1964 unter dem Titel „Leben und Tod. Ärztliche Sprichwörter“ erschienen ist. Im Vorwort spricht der Herausgeber, Hubert Ries, vom Spiegel, den das Sprichwort der Ärzteschaft vorhalte, und fordert: „Haben wir Mut, hineinzuschauen, um zu erkennen, was nottut.“ Mit seiner Feststellung, wonach das Sprichwort „mit sparsamen Strichen eine Karikatur“ zeichne, trifft er teilweise Richtiges: das Einzelsprichwort neigt, wie jede Formel, die Komplexes auf

einfachen Nenner bringen will, zur vereinfachenden Überzeichnung. Die nötige Relativierung aber ergibt sich im Sprichwortbereich zumeist dadurch, daß auch die gegenteilige Auffassung sprichwörtlich vorhanden ist („Gegensprichwörter“): So steht z. B. neben dem „Jung gefreit hat nie gereut“ ein „Jung gefreit hat stets gereut“. Beim Arztspruchwort aber findet sich auffallend wenig Relativierung, weshalb gerade hier der Hinweis auf den Karikaturcharakter nicht im Sinne einer Verharmlosung der vorgebrachten Kritik gewertet werden sollte. Den Schwerpunkt der Sammlung bilden deutsche Sprichwörter, doch sicher nicht deshalb, weil die Deutschen zu diesem Thema das meiste (hier Negative) zu sagen hätten, vielmehr wohl eher aus Gründen der leichteren Erschließbarkeit. So treffen wir hier zwangsläufig viel bei Wander Vorhandenes oder doch Varianten dazu an (ein sprichworttypischer Vorgang), umrahmt von einem Vielerlei aus aller Welt. Manche der aufgenommenen ausländischen Sprichwörter zeichnen sich dadurch aus, daß sie die Standeskritik noch schärfer vorbringen: Aus Frankreich wird z. B. das deutlich-harte „Die meisten Menschen sterben an ihren Ärzten, nicht an ihren Krankheiten“ belegt (S. 43), aus der Toskana kommt „Die Ärzte und Kriege entvölkern die Erde“ (S. 43) und „Wer sich den Ärzten in die Finger gibt, gibt sich selbst auf“ (S. 52); „Medizin tötet nicht, der Arzt tötet“ formuliert chinesische Weisheit lapidar (S. 79), „Die Fehler des Arztes sind mit Erde bedeckt“, weiß man in Polen (S. 43) und „Keiner wird ein guter Arzt, bevor er einen Friedhof gefüllt hat“, stellt man resigniert in Schweden fest (S. 48). Eine heute oft getroffene Feststellung, daß auch schwerwiegende Kunstfehler zumeist ungeahndet bleiben, weil zu deren Nachweis notgedrungen ein Arzt nötig ist — der, schon aus Gründen des Selbstschutzes, nach dem Manus-manum-lavat-Prinzip verfährt — war schon den alten Chinesen geläufig: „Ein Arzt wird nie einen anderen schlechtmachen“ (S. 45), und aus dem Sudan klingt es bedauernd: „Kein Arzt wird umgebracht, wenn der Patient stirbt“ (S. 48). Auch das Geldmotiv scheint im internationalen Bezugsrahmen auf, wenn auch nicht immer so rückhaltlos ausgesprochen wie in einer italienischen Formulierung: „Der Arzt kuriert, wenn er Geld riecht“ (S. 40).

Die Angst vor dem jungen Arzt ist ebenso international wie die Ansicht, daß viele Ärzte das Übel nur steigern. Auch hier ist der gute Arzt kaum ein Thema; Regeln zum Patient-Arzt-Verhältnis decken sich vielfach mit den von Wander erfaßten Aussagen. Bezeichnenderweise aber bietet Ries eine ganze Reihe vorwiegend deutscher (und zumeist bei Wander nicht belegter) Sprichwörter an, die Ratschläge erteilen, wie man den Arzt meiden könne — eine Haltung, die bei der sprichwörtlichen Negativ-

einstellung im Grunde erwartet werden muß. Typisch hierfür ist ein Satz wie „Arbeit, Mäßigkeit und Ruh schließen dem Arzt die Türe zu“ (S. 38); bei Wander findet sich „Wer die Ärzte vermeiden will, muß sich mit leerem Magen zu Tisch setzen und aufstehen, ehe er voll ist“ (Sp. 154, Nr. 75). Symptomatisch für den allgemeinen Tenor des Arztspruchwortes ist die unterschwellige Schadenfreude, die manche dieser Regeln enthält: „Kopf kühl und Füße warm, machen den besten Doktorn arm“ (S. 56), oder sehr drastisch: „Jeder Furz macht dem Doktor sechs Batzen Schaden“ (S. 56); umgekehrt heißt es entsprechend: „Fressen und Saufen macht die Ärzte reich“ (S. 47). Deutsche Ärzte müßten demnach ganz besonders reich sein, denn schon Luther hält insbesondere das Saufen für ein typisch deutsches Laster, was Kurt Aland veranlaßt hat, in seinem „Lutherlexikon“ (1957), das für alle bestimmt ist, „denen Luther mehr bedeutet als eine vergangene Gestalt einer vergangenen Zeit“ (S. 5), den Luther-Freund auch mit einem solchen Luther-Wort zu konfrontieren: „Das Saufen ist in unserem Lande eine Art Pest, welche durch Gottes Zorn über uns geschickt ist“ (S. 280)². Mitunter geht Luther gar so weit, daß ihm „betrunken“ und „deutsch“ als stehende Verbindung erscheint: „Auch wir truncken Deudschen zu weilen weise sind und sprechen...“ heißt es z. B. in WA Tischreden, Band 50 (S. 566, Z. 5). Aber auch das kontinuierliche Zuvielessen wird schon von Luther als spezifisch deutsches Laster apostrophiert, wobei er durchaus einräumt, daß auch er sich daran beteiligt. „Ich eß, was mir schmeckt, und leid darnach, was ich kann“ äußert er einmal in einem Tischgespräch (WA Tischreden, Band 3, S. 594, 18). Dieses Thema ist in einer Zeit, in der man die vollständige „Übergewichtigkeit der Nation“ ausgemacht hat, in der man von typischen, bereits im Kindesalter beginnenden Wohlstandskrankheiten sprechen muß, so aktuell wie ehedem. Die Deutschen wollen, so scheint's, mit aller Gewalt ihre Ärzte reichmachen — und tadeln diese dann dafür: *die* sprichwörtliche Ungerechtigkeit par excellence.

² Das Zitat ist im Original lateinisch und steht in einem Kommentar zum Galatherbrief. Luther geht an dieser Stelle auf Luk. 21, 34 ein: „Aber hütet euch / Das ewre Hertzen nicht beschweret werden mit fressen und sauffen“ (Luther-Bibel von 1545), eine biblische Warnung, die er sehr gerne aufgreift, die ihm gut ‚ins Konzept paßt‘.